

Berliner Zeitung

Archiv » 2009 » 21. März » Magazin

Textarchiv

Die Enkel der Vertriebenen

Sie kennen die Geschichten ihrer Großeltern, die aus der Heimat flüchten mussten. Erst allmählich merken sie, dass es auch ihre Geschichten sind. Und ihr Leid

Maxim Leo

Das braune Leder-Etui ist eine der wenigen Sachen, die Sven Oole noch von seiner Großmutter hat. Das Leder ist abgegriffen, auf der Vorderseite sind die Umrisse der Festung von Tallin und das Stadtwappen zu erkennen. Innen steht in altdeutscher Handschrift: "Tamara Peterson, 1938". Sven Oole hat das Etui in einer Kiste auf dem Dachboden der Großmutter gefunden, ein paar Wochen nach ihrem Tod. In der Kiste lag auch der grüne "Ausweis für Vertriebene und Flüchtlinge", ausgestellt am 18. April 1955 in Anmühle bei Hamburg. Das Passfoto zeigt eine Frau, die skeptisch in die Kamera schaut.

Sven Oole ist 39 Jahre alt, ein großer, rundlicher Mann, der manchmal den Bauch vorstreckt, so als wollte er Abstand schaffen zwischen sich und der Geschichte, die er gleich erzählen wird. Er zeigt auf ein Foto, das in seinem Büro neben der Tür hängt. Darauf ist ein Anker zu sehen, der von einem Fischerboot stammt und den sein Vater vor dem Haus der Familie in Breitenfelde bei Mölln aufstellen ließ. An dem Anker gibt es eine Tafel, auf der "30. Januar 1945" steht.

Das braune Leder-Etui, der grüne Ausweis und der Schiffsanker sind Teile einer Geschichte, die Sven Oole nicht mehr loslässt. Eine Geschichte, die ihn quält, die sein Leben bestimmt, die ihn zum Gefangenen seiner Familie gemacht hat.

Am 30. Januar 1945 steht Tamara Peterson, seine Großmutter, auf dem Kai in Gotenhafen, eine Stadt in der Danziger Bucht. Sie hat ein Billet für die "Wilhelm Gustloff", ein Schiff, das sie in Sicherheit bringen soll. Die Rote Armee rückt näher und die Behörden der Stadt haben alle deutschen Einwohner aufgerufen, die Flucht anzutreten. Tamara Peterson ist Deutsch-Baltin, in Tallin geboren, als die Stadt noch Reval hieß. Auf dem Kai drängen sich tausende Menschen, sie versuchen, auf das Schiff zu kommen. Unter ihrem Mantel trägt Tamara Peterson ihren Sohn Michael, der gerade einen Monat alt ist.

Um zwölf Uhr mittags soll die "Wilhelm Gustloff" ablegen. Tamara Peterson ist erst im letzten Moment zum Hafen gekommen, weil ihr Baby eine Lungenentzündung hat. Sie wollte mit Michael nicht zu lange in der Kälte stehen, zwanzig Grad minus zeigt das Thermometer an diesem Tag. Sie schafft es nicht, sich durch die Menge zu drängen. Die Gustloff legt ohne sie ab, aber es gibt noch einen Platz in einem Fischkutter, der zusammen mit anderen Booten hinter der Gustloff herfährt.

Nach ein paar Stunden wird es dunkel. Tamara Peterson kauert im eisigen Fahrtwind. Mitten in der Nacht hören sie in der Ferne ein dumpfes Krachen, eine Stunde später sehen sie hunderte weiße Mützen im Wasser treiben. Die Mützen gehörten den Kindern, die ohne Begleitung auf der Gustloff waren. Da ahnen sie schon, dass etwas Schreckliches passiert sein muss.

An dieser Stelle, sagt Sven Oole, endete die Geschichte immer, weil der Großmutter die Stimme brach. Immer und immer wieder hat er das alles gehört, wenn er bei ihr zum Mittagessen war. Er hatte Angst vor der Geschichte und gleichzeitig faszinierte sie ihn. Er sah die weißen Mützen im Wasser treiben, so als wäre er selbst dabei gewesen. Er stellte sich vor, wie die Kinder ums Überleben gekämpft haben, nachdem die russischen Torpedos die Gustloff versenkt hatten. Er sah den traurigen Blick der Großmutter. Er sah, wie sein Vater zusammenzuckte, wie sich sein Gesicht verschloss, wenn die Großmutter erzählte.

Noch vor ein paar Jahren hat Sven Oole gedacht, diese Geschichten hätten mit ihm nicht viel zu tun. Weil er ja sein eigenes Leben hatte und der Krieg schon so lange her war. Nur manchmal hat er sich gefragt, woher es eigentlich kommt, dass er Geschichte studiert hat, dass er ständig nach Osteuropa fährt, warum ihm vor allem der Balkan so gefällt, die weite Landschaft, das Melancholische. Warum er ausgerechnet eine Frau aus Odessa geheiratet hat, der Heimatstadt des U-Boot-Kommandanten, der die Gustloff versenkt hat. Warum ihn das Schicksal der Vertriebenen so interessiert hat, dass er vor drei Jahren in Berlin eine Veranstaltungsreihe mitorganisierte, wo Zeitzeugen erzählen konnten. Warum er ohne zu zögern zugestimmt hat, als Erika Steinbach, die menschenrechtspolitische Sprecherin der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag, ihn als Referenten haben wollte. Erika Steinbach, die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen. Die Frau, die zu einem Symbol für nicht vergangene Geschichte geworden ist.

Wenn man Sven Ooles Leben von heute aus betrachtet, wirkt alles so folgerichtig und geradlinig. Aber das war es nicht. Er sagt, er hätte immer nur den einen

Schritt gesehen und dann den nächsten. Und erst jetzt versteht er so langsam, dass er sich seit Jahren an der eigenen Geschichte abarbeitet, dass er tief in sich einen Auftrag verspürt, das Schicksal der eigenen Familie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. "Es gibt da etwas, was mich antreibt, ein Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Ich will, dass das Leid meiner Großmutter und der anderen Vertriebenen wahrgenommen wird, dass die Gesellschaft anerkennt, welches Unrecht damals passiert ist."

Dieses Gefühl, dass da noch etwas zu bewältigen ist, scheint nicht nur Sven Oole zu haben. Das Thema der Flucht und Vertreibung von bis zu vierzehn Millionen Menschen aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches ist seit einiger Zeit so eindringlich präsent, wie noch nie zuvor. Es gibt Fernsehfilme, Dokumentationen, Ausstellungen, Kongresse. Und immer wieder wird die Frage gestellt, warum dieses Geschichtskapitel in den Jahrzehnten nach dem Weltkrieg so wenig besprochen wurde.

Sven Oole sagt, dieses Gefühl, das sich jetzt langsam seinen Weg bahnt, sei lange verboten gewesen. Die Frauen und Kinder, die durch Eis und Schnee in den Westen flüchteten, die Mädchen, die von russischen Soldaten vergewaltigt wurden, die Überlebenden der Bombenangriffe, sie alle hätten Furchtbares erlebt. Aber die Deutschen waren eben schuld am Weltkrieg und am Holocaust. Sie waren Täter, die nicht zu Opfern werden durften. Sie hatten kein Recht auf Mitleid. Auch die nicht, die gar nichts getan hatten, die noch Kinder waren, die irgendwie hineingeraten sind in den Wirbel der Geschichte und als verkümmerte Gestalten weiterleben mussten.

Wie sehr die Generation derer, die wie Ooles Großmutter zur Kriegszeit Erwachsene waren, psychisch beschädigt wurde, darüber gibt es kaum Erkenntnisse. Eine Studie der Universität Leipzig zeigt aber, dass fast ein Drittel aller im Zweiten Weltkrieg geborenen Deutschen traumatisiert wurden. Sie leiden an Depressionen, Ängsten, an Schlaflosigkeit. Eine Untersuchung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung ergab, dass mehr als die Hälfte der befragten Kriegskinder an Beziehungsstörungen leiden. Sie sind nicht in der Lage, innere Bedürfnisse zu spüren, eigene Gefühle mitzuteilen. Die Psychologen erklären diesen hohen Grad der Traumatisierung der Kriegskinder zum einen damit, dass diese zweite Generation selbst sehr früh Schlimmes erlebt hat. Hinzu kommt, was die Wissenschaftler als "transgenerationale Weitergabe" bezeichnen. Das bedeutet, dass die traumatischen Erfahrungen der Eltern, die nicht verarbeitet wurden, sich auf die Kinder übertragen können.

Die Frankfurter Psychologin Dagmar Soerensen-Cassier sagt, ein Drittel ihrer

Patienten stamme aus Vertriebenenfamilien. Die zweite Generation leide vor allem darunter, dass sie "alles wieder gut machen" wolle. "Sie denken, besonders viel leisten zu müssen, damit die Familie das zurückbekommt, was sie einmal verloren hat." Sie wollen auf keinen Fall als Opfer oder Außenseiter angesehen werden und versuchen alles, um nach außen glänzend da zu stehen. In diesem Kampf um Wiedergutmachung und Anerkennung vergessen sie ihre eigenen Bedürfnisse - und die ihrer Kinder.

Und damit setzt sich der Prozess der Trauma-Verarbeitung in der dritten Generation fort. Auch die heute Dreißig- bis Vierzigjährigen haben Gefühle übernommen, Ängste geerbt und Rollen eingenommen, die sich aus den indirekt vermittelten Verletzungen der Eltern und Großeltern ergeben. Sie beklagen ein Gefühl der Fremdheit den Eltern gegenüber, sie suchen, wie Sven Oole, nach ihren Wurzeln, nach Heimat. Der in London lebende Psychiater Peter Heintz erklärt, viele Enkelkinder seien unbewusst von Trauergefühlen durchdrungen, die sie stellvertretend für ihre Eltern empfinden, weil die solche Gefühle nie wirklich spüren konnten.

Katrin Kelly kennt diese ganzen Studien und Untersuchungen nicht. Sie würde das alles jetzt auch nicht mehr brauchen, weil sie die wichtigsten Sachen längst ganz alleine raus gefunden hat. Sie ist eine Frau, die faule Geheimnisse, verdrängte Gefühle und selbst sorgsam zurechtgemachte Lügen körperlich erspüren kann. Sie kann sie sogar tanzen. Wenn Katrin Kelly aus ihrer Großmutter Dora eine Tanzfigur macht, dann zieht sie die Schultern hoch, hält die Arme angewinkelt vor den geduckten Leib und richtet einen leeren Blick zum Boden. Ihre Figur ist wie eingefroren. Eine kurzatmige, sprachlose Frau steht auf einmal auf dem Wohnzimmerteppich. Wenn sie dann wieder sie selbst wird, ist es, als wenn eine Blume im Zeitraffer die Knospe öffnet. Katrin Kelly, Tänzerin, 33 Jahre alt, ist zurück.

Sie hat die Großmutter sehr lieb gehabt, vielleicht hat sie deshalb ihr Leid so stark gespürt. Wenn die Familie sonntags am Kaffeetisch saß, war Dora nicht da. Das heißt, sie saß schon mit am Tisch, aber sie war stumm und weit weg. Die Haare streng nach hinten gebunden, das breite Gesicht in ausdrucksloser Stille, die blassen Hände auf dem Rock gefaltet. Die anderen hatten sich daran gewöhnt, dass sie so war. Niemandem wäre es eingefallen, sie anzusprechen. Nur sie, die Enkeltochter, wollte wissen, wer diese Frau eigentlich ist. In ihr Tagebuch schrieb sie damals: "Alle sagen, alles sei gut, aber warum fühle ich das dann nicht?"

Als Katrin Kelly 21 Jahre alt ist, schreibt sie auf ein Blatt Papier die Fragen, die

sie an die Großmutter hat. Es sind viele Fragen, die sich in den Jahren angesammelt haben. Sie geht mit einem Tonbandgerät in Doras Zimmer und fängt an, mit ihr zu reden. Am Anfang ist es, als würde sie gegen eine Wand rennen. Dora versucht sich zu entziehen, will ihre Ruhe haben. Aber Katrin Kelly lässt nicht locker, obwohl sie selbst Angst davor hat, in Dora hineinzuschauen. Wer weiß, was sie da sehen würde?

Langsam kommt ein Gespräch in Gang, die Großmutter sucht nach Worten, nach Erinnerungen, nach Bildern. Sie erzählt von ihrer Kindheit in Louisdorf in Schlesien, von der hastigen Hochzeit in Grünberg, als der Verlobte für zwei Tage Fronturlaub bekam. Achtzehn ist sie da, ein schönes, freches Mädchen. Sie erzählt von den russischen Soldaten, von der Pistole im Nacken. Nur ein paar Minuten haben sie, um ihr Haus zu verlassen. Doras Vater muss barfuss laufen, weil sie ihm die Stiefel weggenommen haben. Das Baby der Nachbarn stirbt auf dem Marsch, sie begraben den Leichnam am Straßenrand. Als Dora den kleinen, weißen Körper in der braunen Erde verschwinden sieht, bekommt sie einen Schreikrampf. Sie kann nicht mehr aufhören zu schreien. Diesen Ton, hoch und schrill, hat sie noch im Ohr. Dora sagt der Enkelin, sie hätte später immer Angst gehabt, etwas zu stark zu fühlen. Sie dachte, sie müsste dann wieder schreien.

Die jungen Frauen verhüllen ihre Köpfe mit Tüchern, damit die Soldaten sie für alte Weiber halten. Dora sagt, es seien viele Frauen vergewaltigt worden. "Du auch?", fragt die Enkeltochter. Dora nickt stumm. Sie kommen in ein Auffanglager an der Oder. Sie dürfen nicht weg, aber die Angst vor den Russen treibt sie weiter. Im Morgengrauen robben sie mit einem Stück Maisbrot in der Tasche über einen Acker. Sie schlagen sich bis Bielefeld durch. Dort trifft Dora ihren Mann, den sie zwei Jahre lang nicht gesehen hat. Sie bekommen eine kleine Wohnung, 1947 wird ihr Sohn Norbert geboren. Doras Mann wird krank, kommt nie wieder richtig zu sich. Frührentner mit Ende dreißig. Sie arbeitet als Näherin, Norbert muss mithelfen.

Katrin Kelly fällt auf, dass sie in diesem Gespräch mit Dora zum ersten Mal etwas über die Kindheit ihres Vaters erfährt. Seine Erzählungen fingen immer erst mit der Karriere an. Firma Vossen, Handtücher und Frottierwaren. Er, Norbert, schafft es vom Lehrling zum Geschäftsführer. Der Vater ist ihr Held, der sie beschützt, der für sie da ist, der alles kann. Nur eines kann er nicht, ihr seine Gefühle zeigen. Aber das fällt ihr erst später auf. Sie fragt sich dann sogar manchmal, ob er überhaupt Gefühle hat. Sie spürt eine Kühle in ihm, die sie erschauern lässt. Sie merkt, dass er sich Mühe gibt, dass er versucht, etwas aus sich heraus zu pressen, das er nie gebraucht hat. Er überschüttet sie mit Geschenken. Immer nur das Größte, das Beste. Sie will ein Pony und bekommt

zwei Araber-Hengste. Die Geschenke sind das, was er ihr geben kann.

Der Vater will nicht wissen, was die Großmutter erzählt. Es interessiert ihn nicht, er wischt es weg. "Vielleicht hat er Angst vor Fragen, die er sich selbst nicht stellen will, Angst vor dem Leben, das vor seiner Karriere lag, Angst vor sich selbst", sagt Katrin Kelly.

Sie beginnt zu tanzen, geht auf Schulen in London und Wien. Der Tanz ist wie eine Befreiung, mit ihrem Körper kann sie ausdrücken, was mit Worten kaum zu sagen ist. Um eine gute Tänzerin zu sein, sagt sie, müsse man vollkommen bei sich sein. Es geht darum, die eigenen Blockaden aufzuspüren, die eigenen Ängste und Träume zu kennen. "Ich bin mein Instrument, ich muss mit mir arbeiten, ich kann mich nicht belügen." Auch wenn sie das manchmal gerne täte. Es ist nicht einfach, so nackt vor sich selbst zu stehen. "Ich habe gemerkt, wie viel Trauer ich in mir habe. Es ist so, als wenn das Echo der Vergangenheit durch meinen Körper fließen würde."

Dora stirbt am 7. Oktober 2007. Sie hat eine Gehirnblutung. Katrin Kelly sagt, der Tod sei typisch für die Großmutter gewesen. "Jahrzehntelang hat sich die Energie in ihrem Körper gestaut, bis der Kopf explodiert ist". Dora liegt im Koma, das Herz schlägt noch. Selbst als die Geräte abgeschaltet werden, hämmert es weiter. "Es ist, als hätte sich das Herz daran gewöhnt, in einem toten Körper zu schlagen, sie hat lange gebraucht, bis sie Ruhe gefunden hat."

Vielleicht ist es dieser auf sich selbst gerichtete Blick, der die Enkelgeneration von den Großeltern und Eltern unterscheidet. Den meisten Enkeln geht es nicht darum, Häuser oder Eigentum zurück zu bekommen, sie wollen auch die Geschichte nicht rückgängig machen. Die Enkel scheint vor allem zu interessieren, welche Spuren die Vertreibung in ihren Familien und bei sich selbst hinterlassen hat. Sie suchen nach Halt, nach Identität, nach den weißen Flecken in den Familiengeschichten. Sie wollen das Schweigen aufbrechen, das belastende Unbenannte beim Namen nennen. Katrin Kelly sagt: "Ich kenne das Monster jetzt, das meine Familie beherrscht, deshalb habe ich keine Angst mehr vor ihm". Sven Oole wünscht sich Versöhnung und Normalität. Dann, sagt er, müsse er sich nicht mehr wie ein Vertriebener fühlen.

Im Gasthof "Föhrenkrug" in Wolfsburg spielt die Siebenbürger Blaskapelle zum Einmarsch der Fahnenträger. Es gibt die schwarz-weiße Fahne mit der Elchschaufel, das sind die Ostpreußen, gelb-blau ist das Banner der Oberschlesier, die rote Fahne mit den weißen Kreuzen und der gelben Krone gehört den Danzigern. Im Saal sitzen Großmütterchen in bunten Trachten, weißhaarige, drahtige Männer wippen mit den Füßen im Takt der Marschmusik.

Oliver Dix sitzt vorne, in der ersten Reihe. Er ist einer der Ehrengäste bei diesem Festakt zum sechzigjährigen Bestehen des Bundes der Vertriebenen in Wolfsburg. Und er ist wieder mal der Jüngste im Saal.

Er hat sich mittlerweile daran gewöhnt, weil es immer schon so war. Als Oliver Dix vor fünfzehn Jahren in das Präsidium des Vertriebenen-Bundes gewählt wurde, war er 26. Die anderen im Präsidium waren alle über sechzig. "Das war mir selbst ein bisschen unheimlich", sagt er. "Aber es war eben so." Oliver Dix ist ein schmaler, ruhiger Mann. Er trägt einen dunklen Anzug und wirkt in manchen Momenten wie ein verkleideter Junge. Einer, der etwas zu früh erwachsen werden musste. Er hält eine kurze Rede vor den Vertriebenen, spricht von der Bedeutung des Dialogs mit den östlichen Nachbarn. "Wir müssen uns mit der Kultur und Geschichte der anderen beschäftigen, müssen sie verstehen lernen", ruft er. Im Saal herrscht Stille, keine Hand rührt sich zum Applaus.

Vielleicht wollen die Alten nichts mehr verstehen. Man sieht das in ihren müden, abgearbeiteten Gesichtern, in ihren Augen, die nur die Erinnerung an früher noch zum Schimmern bringen kann. Auf einem Plakat steht: "Laß Dir die Fremde zur Heimat, aber nie die Heimat zur Fremde werden". Es kann sein, dass sie beides nicht geschafft haben.

Für Oliver Dix ist der Dialog, die Verständigung, das Wichtigste überhaupt. Er sagt, nur so könne man weiterkommen, nur so könne das Leid überwunden werden. Man spürt dieses Leid in seinen Worten, in der Art, wie er manchmal in sich selbst verschwindet. "Keiner interessiert sich dafür, wie es uns Vertriebenen-Kindern geht, diese Arbeit im Verband ist für mich wie ein Schrei", sagt er. Und ist dann ganz erschrocken über das, was er da gerade preisgegeben hat, weil es wohl normalerweise nicht seine Art ist, so emotional zu werden.

Als er zwölf war, hat er zum ersten Mal die kleine Holzkiste aufgemacht, die im Wohnzimmer der Großmutter stand. Es gab Fotos von einem Haus mit einem Garten, durch den ein Bach floss. Im Garten hing zwischen zwei Bäumen eine Hängematte. "Das hast du nun alles nicht mehr erleben können", hat die Großmutter gesagt. Und in ihrer Stimme war Trauer und Bitterkeit.

Das Haus steht in Decin, in Nordböhmen. Oliver Dix sagt Tetschen-Bodenbach, wenn er von der Heimat der Großmutter spricht. Einmal ist er da gewesen, kurz nachdem die Mauer gefallen war. Er war enttäuscht, weil alles so trostlos aussah. Am Haus blätterte der Putz, der Garten war verwildert. Es gab auch keine Hängematte mehr. Oliver Dix hat sich nicht getraut, am Haus zu klingeln. Er war nicht sicher, ob er wirklich wissen wollte, wer jetzt dort wohnt.

Seine Großmutter, Gertrud Piesche, hatte drei Tage Zeit, die Sachen zu packen. Das war im Dezember 1944. Zwei große Holztruhen hatte sie. Die Tschechen haben "Piescheowa" auf die Truhen geschrieben. Im Garten hat die Großmutter Besteck und Schmuck vergraben. Sie dachte, sie käme bald wieder zurück.

Als er sechzehn war, hat Oliver Dix mit der Familienforschung angefangen. Er wollte alles ganz genau wissen. Er hat sich dann in Braunschweig, wo sie lebten, mit anderen getroffen, die auch Familienforscher waren. Er war froh, nicht mehr alleine zu sein mit seinen Fragen. So kam er später auch zum Vertriebenen-Verband. Da waren auf einmal ganz viele Leute, die ihre fremde Heimat nicht vergessen konnten. Es war wie eine Familie. "Ich habe gemerkt, dass ich da etwas aufzuarbeiten habe, dass es mir weh tut, von meiner Identität abgeschnitten zu sein. Ich fühlte mich verloren, wurzellos, als hätte ich etwas Wichtiges verpasst."

Er lernte Herbert Czaja kennen, den Chef des Vertriebenen-Verbandes. Er fühlt sich diesem weißhaarigen Mann, der mit Wut und Kraft für die Vertriebenen-Sache kämpft, sehr nahe. Oliver Dix sagt es nicht so deutlich, aber es kann sein, dass Czaja so eine Art Ziehvater für ihn geworden ist. Sein richtiger Vater versteht überhaupt nicht, was er in diesem Verband will, warum ihn diese alten Geschichten umtreiben. Später schreibt Dix Czajas Biografie. Czaja ist es auch, der Oliver Dix ins Präsidium holt, der ihm die Jugendarbeit überträgt. Er soll den Verband vor dem Aussterben retten, soll junge Leute ranholen. Aber das ist nicht so einfach. Von den zwei Millionen Mitgliedern des Verbandes sind heute gerade mal fünfzehntausend im Jugendalter. Es ist ein Klub der Alten geblieben, ein Erinnerungsverein.

Oliver Dix sagt, es sei etwas in Gang gekommen, seit das Vertriebenen-Thema kein Tabu mehr ist. Seit man nicht mehr als Revanchist oder Rechtsextremer angesehen wird, wenn man im Verband Mitglied ist. Die Enkel würden entspannter mit der Geschichte umgehen, sagt er. Sie könnten offen über Dinge reden, die den Eltern und Großeltern nur schwer über die Lippen kommen. "Ich fühle mich jetzt angenommen und angekommen in diesem Land, weil wir endlich von uns erzählen können, weil unsere Geschichte jetzt auch dazu gehört." Er klingt wie einer, der gerade selbst noch auf der Flucht war.

Im Festsaal in Wolfsburg singen sie das "Niedersachsenlied". Die letzte Strophe beginnt mit den Worten: "Aus der Väter Blut und Wunden wächst der Söhne Heldenmut." Oliver Dix sitzt schweigend dabei.

Foto: Spurensucher: Sven Oole (links), Katrin Kelly und Oliver Dix.

Foto: Sven Oole: "Es gibt da etwas, was mich antreibt, ein Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Ich will, dass das Leid meiner Großmutter und der anderen Vertriebenen wahrgenommen wird."

Foto: Katrin Kelly: "Ich habe gemerkt, wie viel Trauer ich in mir habe. Es ist so, als wenn das Echo der Vergangenheit durch meinen Körper fließen würde."

Foto: Oliver Dix: ""Ich habe gemerkt, dass es mir weh tut, von meiner Identität abgeschnitten zu sein. Ich fühlte mich verloren, wurzellos, als hätte ich etwas Wichtiges verpasst."

[IMPRESSUM](#) [KONTAKT](#) [AGB](#) [MEDIADATEN](#)

